













# Jenilleton-Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 147.

Halle a. S., Dienstag, den 26. Juni

1894.

## Familie Hartwig.

Roman von Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)

[44]

Johanna rieth ihr, doch ehestens einen Arzt zu befragen. Frau Sturm aber, mit einer vornehmen Handbewegung, lehnte dies ab.

Die Aerzte, sagte sie, machen die Mücke zum Elefanten. Zudem, wo nehme ich das Geld her? Dem lieben Fräulein kann ich's ja sagen: wir haben Schulden! Und was für Schulden! Manchmal denke ich: es ist geradezu schlecht von uns! Aber es ging nicht anders! Können Sie's glauben, Fräulein Johanna? Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: von unserm Neffen, unserm geliebten Holm, dem wir doch förderlich sein, dem wir die dornige Reise durch's Leben erleichtern sollten, von dem haben wir Geld genommen! Daraus werden Sie sich ein Bild machen! Es drückt mir so wie so beinahe das Herz ab, daß wir ihm vorläufig diese Schuld nicht zurückzahlen können. Mich nun vollends in weitere Ausgaben zu stürzen, die ihn veranlassen würden . . . Gott soll mich behüten.

Aber Angelika, wandte die Schwester ein, sieh' mal, wenn es doch unbedingt nötig ist! Ich gestehe Dir offen, Du machst mir Sorge. Schlimmstenfalls verkaufen wir eine Kleinigkeit.

Diebste, beste Eugenie, rede doch nicht! Was irgend verkaufbar ist, haben wir darangegeben; sogar das silberne Theebrett, das Hochzeitgeschenk des Reichsfreiherrn von Torsten! Ueberflüssiges giebt es bei uns wohl kaum noch, und zwischen den kahlen Wänden können wir auch nicht haufen.

Eugenie schaute bekümmert in ihre Tasse.

Was kann denn so eine ärztliche Konsultation kosten? meinte Johanna.

Die Konsultation ist es ja nicht allein, verjetzte Frau Sturm. Nach derselben kommt die Behandlung — und die verschlingt allemal Unsummen.

Wenn ich es wagen dürfte, stammelte Fräulein Bloch, den Damen ein Darlehn zur Verfügung zu stellen . . .

Frau Angelika drückte dem hageren Mädchen gerührt die Hand.

Sie sind ein Engel! Aber ich weiß, Sie brauchen Ihr Geld selbst. Und hiernon abgesehen — nein! Solche Verpflichtungen haben für mich etwas geradezu Aufregendes!

Verzeihe, liebe Schwester, sagte Eugenie, wenn ich hier Deine Auffassung nicht zu theilen vermag. Es handelt sich doch um einen vergleichsweise ganz geringen Betrag. Für alle Fälle habe ich mein Armband noch . . .

So! Dein Armband! Das letzte Geschenk unserer in Gott ruhenden Mutter! Nein, Schwester! So tief sind wir, dem Himmel sei Dank, denn doch nicht gesunken, daß wir die heiligsten Pflichten der Pietät mit Füßen zu treten brauchten! Laß' nur! Es wird schon besser werden! Wenn Du inzwischen die Güte hättest, die Lampe etwas herunterzuschrauben . . . Ich weiß nicht, das brennt und sticht heute so, und das Licht ist so eigenthümlich roth.

Johanna griff mit dem langen Arm nach der Docht'schraube und drehte die Flamme tief ein.

Nun verfiel das Gespräch, man wußte nicht wie, auf Herrn Klingelhöfer.

Ein abscheulicher Mensch, sagte Frau Sturm. Es thut mir schon leid, daß ich ihn ausnahmsam.

Wieso? forschte Johanna.

Nun, er kommt immer so spät nach Haus . . . Und was man da neuerdings von ihm hört . . . Leider Gottes war ich darauf angewiesen . . . Wir mußten ja froh sein, das Zimmer zu diesem Preise loszuwerden . . .

Johanna Bloch ward nachdenklich. Sie kam sich ordentlich schlecht vor, daß sie den jungen Mann, von welchem Frau Sturm in dieser nicht mißzuverstehenden Weise sprach, beim besten Willen nicht antipathisch fand . . . Im Gegentheil, die merkwürdige Aehnlichkeit mit Fridolin Steinebach, die ihr, je länger sie hin und her sann, um so frappirender schien, weckte ihr ganz eigenthümliche Regungen. Die strenge und etwas menschenfeindlich gefärbte Frau Kammerrath urtheilte doch wohl etwas zu schroff. Jugend hat keine Tugend . . . Vielleicht besaß Herr Klingelhöfer ein ungewöhnlich leidenschaftliches

Temperament, das bei Gelegenheit mit ihm durchging. Vielleicht auch war es nur eine Lücke in seinem Bildungsgang, die noch bequem ausgefüllt werden konnte, wenn sich Frau Sturm oder sonst ein selbstloses weibliches Wesen freundschaftlich seiner annahm. Der Umgang mit Frauen — so hieß es bei Altmeister Goethe — ist das Element guter Sitten. Unter Frauen verstand der Poet natürlich Damen der besseren Gesellschaft, mit denen Herr Theodor Klingelhöfer dem Anschein zufolge allerdings wenig nur in Berührung kam. Wurde diesem bedenklichen Mangel rechtzeitig abgeholfen, so konnte auch Klingelhöfer im Charakter sich festigen und ein tüchtiger, achtunggebietender Mensch werden, an dem selbst eine Frau Kammerrath, Sturm ihre Freunde sah.

Sie fühlte, daß sie bei diesen Betrachtungen heftig erröthete. Ihre Verwirrung zu verbergen, stand sie auf, trat an ihr Bücher-schränken und holte, wie zur Ablenkung von den Sorgen der Gegenwart, ein Goldschnittbändchen hervor, in das sie seit ihrem vierzehnten Jahr Alles einschrieb, was ihr an lyrischen Dichtungen wohlgefiel.

Mit Erlaubniß der beiden Damen las sie nun Einiges vor; zunächst das Herder'sche „Ein schöne Menschenseele finden“, das ihr heute noch tiefer und großartiger dünkte als sonst; hiernach das Rückert'sche „Hoffe, du erlebst es noch“ und zuletzt ein paar Frühlinglieder von Ludwig Uhland.

Gegen halb elf trennte man sich. Das Drücken und Stechen in den Augen Angelika's hatte von Stunde zu Stunde zugenommen. Es lag ein verzweifelungsbaniger Zug auf dem Antlitz der sonst so heroischen Frau, als sie beim Weggang sagte: Ich fürchte jetzt selber, die Sache wird ernst.

Johanna tröstete sie, rieth ihr, sich vor dem Schlafengehen noch eine halbe Stunde lang kalte Umschläge zu machen und morgen doch dem Wunsch ihrer Schwester zu folgen und sich vom Augenarzt untersuchen zu lassen.

Als dann Johanna allein war, trat sie noch einmal vor das ephreu-umkränzte Bild ihres Fridolin Steinebach. Ernst und feierlich wie eine Göttin der Wahrheit hielt sie die Lampe hoch und leuchtete ihm voll in's Gesicht.

Nein, Du zürnst mir nicht! hauchte sie wehmüthsvoll. Dann ging sie zur Ruhe. Sie träumte außerordentlich wirr. Die Persönlichkeit des Verstorbenen mischte sich ihr mit Theodor Klingelhöfer. Stolz und würdevoll stand Fridolin Steinebach da drunten im Laden und wog Kaffee ab und nahm Kaffee-Büchsen aus dem Gefach und reichte sie ihr, seiner ewig geliebten Johanna, sehnsüchtig über den Ladentisch. Dann umschlang er sie sanft und küßte sie auf die bebenden Lippen, und sie legte ihm schüchtern den kleinen Kopf über die Schulter . . . Aber sie mußte sich hücken, tief hücken, denn sie paßten jetzt lange nicht mehr so gut zueinander, wie in der ersten Zeit ihrer Brauttschaft. Und immer wieder reichte er ihr Kaffee-Büchsen mit blau und roth schimmernden Etiketten, und jedesmal gab er ihr einen Kuß und raunte geheimnißvoll: Roth ist die Liebe, blau ist die Treue!

Spät am Morgen wachte sie auf. Sie sah nach der Uhr; es war halb zehn vorbei.

Gott, ach Gott! So was ist mir ja nicht passiert seit meinem letzten Kasino-Ball! Und dieser närrische Traum! Ich weiß nicht . . . Schade, daß ihm die akademische Bildung fehlt . . .! Und daß er so schrecklich jung ist . . . Ach, Unsinn! Wie kann ich nur denken . . .! Aber ihn geistig zu heben, sein ungeschultes Gemüth zu veredeln, ihn mir jetzt und immerdar zu heißem Dank zu verpflichten . . . Das wäre doch ein Beruf, eine Lebensaufgabe . . .

In höchster Zerstretheit besorgte sie ihre häuslichen Obliegenheiten. Zum Malen würde sie heute wohl kaum noch kommen.

Nun fiel ihr die arme Frau Kammerrath ein.

Sie muß doch gleich einmal fragen . . .

Sie ging hinüber. Inm Wohnzimmer fand sie Eugenie Kaulig. Das alte Fräulein schien außer sich.

Guter Gott, was ist denn geschehen?

Sie war beim Arzt, versetzte Eugenie. Ach, es ist fürchterlich! Ein halbes Jahr lang darf sie nicht das Geringste mehr arbeiten! Gott, ach Gott, wo soll das hinaus!

Sie meinte zum Herzbrechen. Wo ist denn Ihre Frau Schwester? Daneben. Acht Tage lang soll sie im Dunkeln sitzen. Als ob ich's geahnt hätte, wie ich da gestern von meinem Armband sprach. Das wird nun doch wohl heran müssen, so sehr sie dagegen ist! Aber was dann? Johanna Bloch strich ihr liebevoll die thränenbeströmten Wangen.

Sein Sie nur ruhig, Fräulein Kaulig! Der liebe Gott wird schon weiter helfen! Ich für mein Theil, so lange ich noch Etwas habe... Ich bitte Sie, Fräulein Kaulig... Aber ganz gewiß, mit dem größten Vergnügen! Das ist doch Menschenpflicht, und ich habe Ihre Frau Schwester so lieb... Sie können das ganz getroßt annehmen!

Und das hochaufgeschossene Mädchen umschlang die zierliche alte Dame mit tröstender Bärtlichkeit, und die Thränen der Beiden vermischten sich.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am Vormittage des dritten März — denn der zweite März war ein Sonntag gewesen — trat der Agent Birkheim ernst und würdevoll in den Laden des Schneidermeisters.

Nach fünf Minuten erschien Hartwig, ein Bischen bleich, aber außerordentlich ruhig und kaltblütig. Er hatte in dieser Angelegenheit seit vorgestern nicht mehr die Finger gerührt. Alle Hülfsmittel waren erschöpft, und Birkheim würde auf das, was Hartwig, der Bitte des braven Hans Behrend Folge gebend, ihm vorzuschlagen wollte — zweihundert Mark baar und Stundung des Restes bis Anfang Juni — ja doch nicht eingehen.

Herr Hartwig, begann der Agent mit halblauter Stimme, ich komme persönlich, weil ich Grund zur Vermuthung habe... Daß ich nicht zahlen kann, fiel ihm Hartwig kurz in die Rede. Das haben Sie mit gewohntem Scharfsinn herausgehängt. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnt, Ihnen einen Vorschlag zu machen...

Herr Hartwig, Sie wissen, ich bin ein außerordentlich prompter Geschäftsmann. Auf die Minute — das war von jeher mein Grundsatz, bei mir und bei Andern...

Na ja, also. Sie verstehen mich falsch. Ich sehe wohl ein, daß es Verhältnisse giebt...

Der Schneidermeister sah ihn ungläubig an. Birkheim er-

widerte diesen skeptischen Blick mit einem Scheln des Vorwurfs. Dann sagte er langsam:

Es ist doch merkwürdig, daß ein Mann wie Sie, ein so offener, verständiger Kopf, mich von Anfang an so durchaus falsch beurtheilt hat! Sogar meine Gefälligkeiten haben Sie mir unfreundlich ausgelegt.

Allerdings, Herr Agent, versetzte der Schneidermeister. Jeder Andere würde Vernunft annehmen, mir Zeit lassen, damit ich endlich einmal ein Bischen zu Athem komme. Sie aber... Und darauf war's bei der ganzen Geschichte ja abgesehen.

Ich wiederhole Ihnen, Sie thun mir Unrecht! Was soll ich viel Worte machen? Sie können nicht zahlen?

Nein. Zweihundert Mark stehen zu Ihrer Disposition!

Gut. Die zweihundert Mark nehme ich! Und wann bekomme ich den Rest?

Wie? Sie hätten die Absicht...?

Was bleibt mir denn Anderes übrig? Ich werde doch um dieser Kleinigkeit willen einen geachteten Mann nicht in Fatalitäten bringen! Obgleich ich ja allen Grund hätte, Ihnen speziell aufässig zu sein.

Herr Birkheim, sagen Sie das im Ernst?

Wie sonst? Ueberhaupt... ich bekenne Ihnen, es hat mich peinlich berührt, daß wir damals wegen der unbedeutenden Streiterei so auseinander kamen! Was ist denn weiter damit, wenn zwischen Männern einmal ein unwirksames Wort fällt? Man spricht sein Bedauern aus, giebt sich die Hände, und damit basta? Sie denken doch nicht etwa, daß ich Ihnen das nachtrage mit Ihrer Tochter? Du lieber Himmel! Sie stecken ja auch nicht drin, wenn so ein junges Mädchen sich allerlei Zeug in den Kopf setzt. Bei Licht betrachtet, war's eine Dummheit von mir. Ich hätte mir sagen können, der junge Mann da, der Doktor Schubart, verkehrt nicht umsonst bei Hartwig's.

Der Schneidermeister nagte die Lippen.

Ich weiß von nichts, sagte er mißmuthig. Wenn aber wirklich etwas zwischen den Beiden im Gange war, so ist's aus, — radikal aus!

Nun, das findet sich schon! schmugelte Birkheim wohlwollend. Einstweilen handelt es sich noch nicht um Herrn Schubart, sondern um uns. Sehen Sie, Herr Hartwig, wie Sie mir leghin wieder so schroff begegneten — es war ja vielleicht unedel von mir, aber der Mensch ist Mensch, und schließlich köcht einem doch das Blut einmal über — da habe ich mir eigentlich vorgenommen, das schwerste Geschütz wider Sie aufzufahren. Sie wissen, ich habe dem Fräulein Bloch die Hypothek abgekauft; aus reiner Gefälligkeit, weil die ihr Geld lieber in sicheren Papieren anlegt... (Fortsetzung folgt.)

Sein Experiment.

Von Gertrud Franke-Schievelbein (Göttingen).

(Nachdruck verboten.)

Nun aber änderte sich das Bild. Statt der hübschen Promenadenwege kamen kleine enge dumpfige Straßen. Sehr viel Menschen gingen darin und die Kinder, die lärmend und schreiend vor den Thüren spielten, waren so grau und müßig, daß Walthers sie im Verdacht hatte, zur Familie der Struwelpeter zu gehören.

Ein Paar ließen Kreisel tanzen, Andere hüpfen auf einem Bein — noch Andere trudelten einen Reifen. Als Walthers einmal stehen blieb und einem kunstvoll wirbelnden „Klappfüßel“ bewundernd nachsah, erhielt er von einem zerlumpten Jungen einen Stoß in den Rücken.

„Wat steißt denn un hollstis Maul open, Du Dölmner?“ schrie er erboßt.

Walthers sah ihn aus seinen frommen, runden Kinderaugen fürchtlos und ernsthaft an. „Ich will zu... meinem Pa — paa... damit deer... sich... freut...“ bekannte er unschuldig.

Ganz verwundert war er, als der Bub darauf in ein lautes Gelächter ausbrach. „Kiek eens, wat 'n Dölmner! Kiek eens wat en Schapskopp!“ Diese Schimpfworte rührten unsern Helden so wenig, wie sie den steinernen Roland am Markt bebelligt hätten. Voll guter Zuversicht, tapfer ausschreitend, setzte er seinen Weg fort.

Die Schaufenster mit ihren Herrlichkeiten fesselten ihn von Zeit zu Zeit. Er stand davor und wünschte sich Alles... und überlegte, was er der Mama heute Abend beim Zubettgehen besonders an's Herz legen wollte... die kaufte es ihm sicher. Unerfüllte Wünsche kannte Bue eigentlich noch nicht, dazu war seine Mama viel zu gut...

Allmählich aber wurden ihm die Beine schwer. Er seufzte

ein paar Mal und bekam Sehnsucht nach seinem hübschen Kinderstuhl. Hungrig wurde er am Ende auch... und es lagen so lockende Dinge in den Läden. Er lief auf's Gerathewohl, immer der Nase nach. Das „Torium“ mußte ja nun bald kommen — und der Papa. Ja, es war Zeit, daß Papa sich freute. Denn Buecke verging das Freuen mehr und mehr.

Wäre er nicht so stolz und tapfer gewesen, am Ende wären ihm wirklich ein paar Thränen über die runden Backen gerollt! Aber so! — Er machte ein kühnes Gesicht und zog die Mundwinkel, die immer herunterrutschten, gerade als zöge sie Jemand gewaltsam hinab, jedesmal mit vieler Mühe wieder empor. Das wäre doch eine Schande gewesen, wenn ein Mann — in Männerhosen — der ganz allein seinen Vater im Laboratorium besucht — wenn der... geweiht? — Gott bewahre!

Auf einmal aber — ja da half alle Philosophie nicht! — Da saß Bue mitten auf der Straße, platt auf seinen prallen neuen Höschen... Ein großer Köter sprang lustig vorbei... Und Bue — heulte —, als wenn nicht eben noch die tapfersten Grundstücke seinen Busen geschwellt.

„Was weinst Du denn?“ fragte ein kleines Mädchen mit kurzen blonden Zöpfen und einen Korb am Arm. „Bist Du hingefallen?“

„Der Hu... uu... und!“ heulte Bue noch lauter. Der Damm war gebrochen, der Strom des Wehs ließ sich nicht hemmen. Doch ließ der Unglückliche sich herbei, an der Hand des Mädchens langsam aufzusteigen.

„Der thut nichts,“ beruhigte ihn die blonde Dirne. „Komm! Wohin willst Du denn?“

„Zu... meinem... Pa... paa!“ brachte Bue mühsam

heraus. Das Schluchzen stieß ihn wie ein kleiner Bod. Aber er zwang es tapfer hinab. Und auf die neugierigen Fragen seiner Gefährtin konnte er endlich mit leidlicher Fassung eine Erklärung seiner Absichten und seines Reisezieles geben.

Das Mädchen spitzte die Ohren und machte ein sehr pfiffiges Gesicht. „So so!“ sagte sie dann altklug, „Dein Vater ist also wohl Conditör.“ „Na, da will ich Dich schon hinbringen. Wo ist es denn aber?“

Buck gefand, er wisse es nicht, und die kleine gewiegte Dirne sah ihn mit kränkendem Mitleid an. Dann aber meinte sie kurz entschlossen, sie wollten nur drauf losgehen; sie würden es schon finden. Wenn's das Rechte ist, mußst Du's aber jagen!

Walther ergriff ihre nicht allzusaubere Hand. Ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit durchdrang ihn. Sein kleines, verlassenes Herz hatte schon solche Sehnsucht nach einem Halt, einem freundlichen Wort gehabt. Nun war er wieder müßig und vergaß Hunger und Müdigkeit. Bereitwillig beantwortete er die neugierigen Fragen seiner Führerin, die ein förmliches Verhör über seine Familienverhältnisse und sein Vorleben mit ihm anstellte.

Auf einmal aber blieb sie stehen und fragte: „Ist es hier?“ Und Walther blickte in wahre Paradiesesherrlichkeit. Ein großes Schaufenster mit den verschiedensten Kuchen, mit Bonbons, Bralines, Schnüren von Quittenwurst und Eingemachtem in selbst gemachten Gläsern. Kurz, Walther's kühnste Träume vom Pfefferkuchenhäufel, von den Wundern des Schlaraffenlandes waren durch die Wirklichkeit tausendfach überboten.

Mit offenem Munde stand er — ganz Auge — ganz Begehrlichkeit — ganz brennende, fiebernde Sehnsucht . . . z. B. die Marzipantorte mit dem bunten Vogel darauf! — Oder die Erdbeertörtchen . . .

Er nickte nur wie im seligsten Traum, als das kleine Mädchen fragte: „Da drin ist Dein Papa?“

„So geh hinein!“ wuschelte ihm die kleine Eva zu, „und bring' mir ein Stück heraus! Aber ein schönes! Hörst Du? Ein ganz, ganz großes! . . . Denn siehst Du, ich hab' Dich doch heimgebracht . . . Sonst hättest Du Dich verlaufen, und wärst unter die Häder gekommen . . . oder der Buzemann hät' Dich mitgenommen und in's schwarze Loch gesteckt. Das sag Deinem Papa! Dafür hab' ich mir wohl einen Lohn verdient . . .“

Wieder nickte Walther, und in seiner naiven Zuversicht stieg er die Stufen zum Ladeneingang empor. Das Mädchen klinkte ihm die Thür auf, ließ ihn hinein und blieb dann lauernd stehen, die Augen und die Phantasie berauschend an den Herrlichkeiten, die sie überschauen konnte.

Buckele aber stand wie verloren mitten im Laden. Wie das duftete! Wenn das Alles ihm gehörte und er essen dürfte — essen, so lange, bis er nicht mehr konnte! . . .

„Was willst Du denn, Kleiner?“ fragte eine Dame, die ruhig hinter dem Ladentisch stand — in übermenschlicher Enthaltbarkeit, wie's Buckele dünkte.

„Zu meinem Pa—paa . . . will . . . ich,“ sagte Buckele und ließ die Augen zersireut umherschweifen.

„Aber Dein Papa ist nicht hier . . .“

Diese Nachricht war Walther in dem Augenblick ziemlich gleichgültig. Seine Gedanken waren auf ein anderes Ziel gerichtet, und zehn Pferde hätten ihn nicht von der Stelle gebracht, ehe er's erreichte.

Das Fräulein begann zu lächeln über den sonderbaren Gast. „Dein Papa ist nicht hier,“ wiederholte sie. „Was willst Du denn sonst noch?“

Buck hätte beileibe nicht gebettelt. Das war zu streng verpönt zu Haus.

„D . . . ist Großpapa's Geburtstag,“ sagte er leise.

„So?“ lachte das Fräulein. „Wer ist denn Dein Großpapa?“

Das mußte Buckele wieder nicht. Deshalb wiederholte er das einzige, was ihm positiv von dem alten Herrn bekannt war. „Sein Geburtstag ist heut . . . Und ich habe die neue Hofe an,“ sagte er hinzu, überzeugt, hiermit den tiefsten Eindruck zu machen.

„So? Die neue Hofe?“ lachte das Fräulein. Und da ihre geistigen Fähigkeiten noch eben gerade ausreichenden zum Kuchenverkaufen, sonst aber nicht sehr entwickelt waren, so wußte sie die Unterhaltung nicht weiter fortzuspinnen. Eine Pause trat ein. Das Fräulein lächelte albern, und Buck stand ernsthaft, beharrlich, unentwegt auf sein Ziel lossteuernd.

„Zum Geburtstag ist man Kuchen,“ sagte er endlich mit zarten, doch nicht mißzuverstehendem Wink.

„Nicht möglich!“ heuchelte das Fräulein. „Gast Du denn welchen?“

„Nein,“ sagte Buck und da das Fräulein wirklich etwas schwach von Begriffen schien, kam er ihrem Verständniß zu Hilfe. „Aber wenn ich welchen — hät—te, würde ich . . . auch . . . gar—ne wäl—chen . . . ä—sen.“

Der Blick verzehrender Sehnsucht, den er dabei über den Ladentisch schweifen ließ, rührte selbst des Kuchenfräuleins oft bestürmtes und künstlich verhärtetes Herz. Mit gnädigem Nacheln reichte sie ihm ein Bisquitstück hinüber. „Nu, weil Großpapa's Geburtstag heute ist!“

Buck hatte vor Entzücken fast das Danken vergessen. Er trollte sich strahlend davon, tief beschäftigt von der Kardinalfrage, ob er oben mit dem Zuckerguß oder lieber unten mit dem gerippten braunen Grunde beginnen sollte. . . .

Da . . . that sich wie durch ein Wunder die Thür von selber auf. Draußen, auf der obersten Stufe, stand wie eine Schildwache seine Führerin. Und mit lästernen, funkelnden Augen streckte sie die Hand nach seinem Schatz aus.

Buckele hielt ihn fest. Mit seinem Leben hätte er ihn verteidigt. Aber das Mädchen sah ihn zornig an. „Was? Betrügen willst mich, Du Deert, Du? — Gleich giebst das Stück her . . . oder Du erlebst was . . .“

Buck merkte, daß Gewalt vor Recht geht. Widerstandslos lieferte er der kleinen Begelagerin die Beute aus. Mit thränenersichtiger Stimme erbat er sich nur ein „kleines, kleines Häppchen,“ — was ihm auch gewährt wurde. Und dann schmauseten sie — so vertieft — wenn die Welt untergegangen wäre — sie hätten es nicht gemerkt. — — —

„Walther!“ sagte in diesem Augenblick eine bekannte Männerstimme im Tone tiefsten, ungläubigsten Erstaunens.

„Papa!“ gab Walther etwas unbedeutlich zurück, denn er würgte an dem letzten Bissen des etwas trocknen Gebäcks. Und als der glücklich hinaberpebirt war, — fragte er mit freierem Stimmenklang: „Warum warst Du denn . . . nicht . . . in . . . dem . . . Loo—rinn . . . Pa—pa?“

Das kleine Mädchen war auf einmal verschwunden. Freudig faßte Buck seines Vaters Hand. Aber merkwürdig — der machte gar kein nettes Gesicht. In Buckele dämmerte etwas, und er suchte die aufsteigende Unruhe durch desto unbefangeneres Schwatzen zu maskiren.

„Nun erlaube mir einmal das Wort,“ unterbrach ihn der Vater mit unangenehm energischem Ton. „Wie kommst Du denn eigentlich allein hierher? Und zu der Gesellschaft? Und zu dem Kuchen?“

Und Buckele erzählte — die ganze Geschichte — von der neuen Hofe — von dem abgegangenen Kade — wie er den Papa habe auffuchen wollen, um sich einmal die „Perimente“ angusehn. — —

Und wenn Buckele erzählte — gründlich war's und gewissenhaft — aber es gehörte Geduld dazu, das Ende abzuwarten. Doktor Berk Müller zeigte, entgegen seiner sonst etwas hastigen Natur, heute eine wahre Engelsgeduld. Doch sein Schweigen legte sich immer drückender auf Walthers Stimmung.

„Hu! . . . meinte Doktor Berk Müller zum Schluß, als die Gartenmauer des Hauses schon in Sicht kam, „wenn ich Dich recht verstehe, so war Dein Davonlaufen auch so gewissermaßen ein Experiment?“

Buck nickte. Es stieg ihm schmerzhaft die Kehle hinauf, die Mundwinkel gingen hinab . . . in den Augen saß etwas Blankes, das ihn am Sehen hinderte.

„Ja, siehst Du, mein Sohn, es ist eine unangenehme Eigenschaft aller Experimente, daß sie manchmal Ueberraschungen bringen und Dentsettel hinterlassen, die einem die Lust zu weiteren Versuchen gründlich verleiden. Und, mein Junge, leider fürcht' ich, daß dies Dein Fall sein wird.“

Buckeles dämmernde Ahnung wurde zur Gewißheit, als die Mama ihm entgegen stürzte, mit verweinten Augen, als sie unter Jauchzen und Jubeln ihn an sich riß . . . ihn von sich hielt, um ihn anzuschauen — und dann wieder und wieder küßte, wie einen schon verloren Gegebenen.

Und dann die Geschwister, die Tanten, die Diensthoten! — — Buck kannte sein Schicksal und mit philosophischer Ruhe ergab er sich darein. — Der Rest ist Schweigen. — — Noch lange danach, wenn bei Berk Müllers die Rede wieder auf Experimente kam, wurde Frau Käthe nervös und verstimmt, Dolph und Mieke kicherten schadenfroh in sich hinein, und Buck hielt es für gerathen, sich schleunigst davonzudrücken und seine kleine runde Kehreite in Sicherheit zu bringen.

wurfs.  
ein so  
falsch  
ir un-  
Seber  
mit ich  
r . . .  
oll ich  
n!  
n be-  
ch um  
itäten  
ll auf-  
es hat  
tenden  
damit,  
fällt?  
damit  
nach-  
ken ja  
Zeug  
umheit  
na, der  
aber  
s aus,  
wohl-  
Schu-  
ie mir  
ht un-  
focht  
entlich  
fahren.  
kauft;  
cheren  
)  
ten.)  
inder-  
gen so  
immer  
en —  
Denn  
wären  
erollt!  
g die  
zöge  
Mühe  
wenn  
Vater  
Gott  
ht! —  
brallen  
i . . .  
fersten  
n mit  
st Du  
Der  
nicht  
Hand  
omm!  
ijham



### Allerlei.

**Die Journalistentribüne des neuen Reichstagsgebäudes** ist unzweifelhaft einer der wichtigsten Räume desselben; von ihr aus wird erst das gesprochene Wort Gemeintut und sie vermittelt den Verkehr zwischen dem Hause und der Öffentlichkeit. Kein Wunder wenn daher auch im Neubau unseres Reichsparlaments besondere Sorgfalt auf die Anlage und Einrichtung dieser Tribüne verwendet worden ist, sie befindet sich auf der vom Präsidentenstanz aus links liegenden Schmalseite des Saales und nimmt hier, an der Logenbrüstung gemessen, eine Länge von 12 Meter ein, während 5 Meter Länge nach dem Tische des Bundesraths hin noch für den letzteren abgetheilt sind. Die Tribüne bietet Daher ihrer größeren Tiefe weit mehr Raum, als die bisherige, die den Journalisten nur 50 Quadratmeter gewährte, während jetzt circa 80 Quadratmeter geboten werden, dementsprechend hat auch die Zahl der Sitzplätze, die sich wie bisher amphitheatralisch aufbauen, von 64 auf 84 erhöht werden können, von denen 56 mit Bullen versehen sind. Die mittlere Entfernung der Journalistenplätze der vordersten Reihe von der Rednertribüne beträgt 17 Meter 80 Centimeter, erheblich mehr als gegenwärtig, wo allerdings der größte Theil der Journalistentribüne hinter den Plätzen des Präsidenten und der Rednertribüne liegt. Bedauerlich ist, daß die Entfernung bis zum Sige des Reichskanzlers, der bisher den Vertretern der Presse ziemlich nahe saß, bis auf 21 Meter ausgedehnt und ebenso, daß die preussischen Bundesrathsmitglieder, die meist zur Rechten des Präsidenten placirt sind, erheblich von den Journalisten abgetrennt sind. Herr Ballot gedenkt jedoch alle diese Schwierigkeiten durch die gute Akustik des Saales zu heben und hat für dieselbe allerdings alles Menschenmögliche gethan. Erstens ist die Form des Raumes rechtlich gewählt, weil die in den meisten Parlamentssälen des Auslandes (Wien, Paris, Versailles, Rom, Madrid, Washington etc.) beliebte halbrunde Form des antiken Theaters wohl das beste Verhältniß des von der Tribüne aus sprechenden Abgeordneten gewährt, aber den vom Platz aus redenden — der bei uns die Regel bildet — oft gänzlich unverstanden läßt. Sodann sind sämtliche Ecken, in denen zwei Flächen, sei es in horizontaler oder vertikaler Richtung zusammenstoßen, schon im Mauerwerk abgerundet und wie der ganze Raum, in dem nur einige Wandflächen über den erhöhten Bundesrathstischen zur Bemalung freigelassen worden sind, mit Eichenholz getäfel. Die Tribünen sind nach hinten durch mächtige, ebenfalls aus Eichenholz gezimmerte Bouten abgeschlossen, die in Verbindung mit der niedriger als die des Saales gelegenen Decke den Schall förmlich auffangen, endlich ist die Zahl der den Architrav tragenden Pfeiler auf eine möglichst geringe Zahl beschränkt, auch sie sind von oben bis unten in vieredriger Form mit Eichenholz umkleidet. Ebenso erfreulich wie die Vergrößerung der Tribüne ist für die Journalisten die Ausdehnung der Arbeitsräume, die im alten Gebäude ganz unzulänglich und stellenweise geradezu gesundheitsgefährlich waren. Dort hatte man den Zeitungsleuten nur 7, zeitweilig 8 Arbeitszimmer mit 170 Quadratmeter Flächeninhalt zugewiesen, während im Neubau 10 große luftige Zimmer mit 80 bequemen Schreibplätzen zu Gebote stehen. In demselben Zwischengeschos, wie die Tribüne, liegen drei der Arbeitszimmer mit je 8 Plätzen und ein geräumiger Restaurationsaal, der es den Journalisten ermöglicht, ohne Betreten des Joyer eine Erfrischung zu nehmen. Tribüne und Arbeitszimmer sind von der Aufgangstreppe durch einen Korridor zugänglich, ehe man in denselben gelangt, legt man in einem bequemen Vorraum die Garderobe ab. Von diesem Zwischengeschos steigt man auf zwei Treppen zu den oberen sieben Arbeitszimmern hinauf. In beiden Stockwerken werden auf den breiten Korridoren Kojen für Fernsprecher angelegt, die an die einzelnen Zeitungen überlassen werden. In jedem der Arbeitszimmer befinden sich 2 Arbeitstische zu je 4 Plätzen, deren Platte mit Eucalyptus, einem neuerfundnen Stoff von der Weichheit des Luchses, aber ohne dessen Starrheit, bezogen sind. Kleine Schränkchen und bequeme Stühle bilden das weitere Meublement. Zwei elektrische Schirmlampen beleuchten jeden Arbeitstisch.

**Ein Projekt à la Jules Verne** zur Erreichung der Erdrinde wird in der „Deutschen Bauzeitg.“ besprochen: Wegen der Zunahme der Wärme mit der Entfernung von der Oberfläche der Erde gilt die Tiefe von Schächten als begrenzt. Um aber weiter in das Erdinnere vorzudringen, wird ein Schacht zuerst so tief gebracht, bis die Erdwärme weiteres Vordringen verhindert; „dann wird ein von oben bis zur Sohle reichendes Rohr in denselben eingebaut; in dieses wird kalte Luft von oben eingeblasen, die an der Sohle ausströmend und im Schacht emporsteigend die nöthige Abkühlung herbeiführt. Zwar behalten im Anfang die Sohle und unteren Schachtwände ihr natürliche Wärme; wenn aber mit dem Einblasen kalter Luft längere Zeit fortgesetzt wird, so wird allmählich eine Erkaltung derselben entstehen und der Aufenthalt für Menschen auf dem Grunde erträglich sein. Es kann dann die Sohle gelöst und vertieft werden. Mit stückweiser Verlängerung des Rohres wird vorgegangen, sowie die Vertiefung es gestattet. Dadurch, daß man der Luft den geeigneten Kältegrad giebt, das Einblasen derselben zeitweise oder fortwährend betreibt, wird sich die Temperatur auf der zum dauernden Aufenthalt von Menschen erforderlichen Höhe erhalten lassen. An Mitteln, Luft beliebig abzukühlen, fehlt es ja nicht; es würde zum Einblasen derselben eine Maschine eingerichtet werden müssen. Im Uebrigen müßte die Praxis Lehrmeisterin sein. Bei zunehmender Tiefe wird auch der Luftdruck hinderlich. Derselbe dürfte schwerer als die Erdwärme un-

schädlich zu machen sein. Der Schacht müßte in gewisser Tiefe abgeschlossen und die Luft im unten liegenden Theil durch Auspumpen auf dem zum Aufenthalt von Menschen geeigneten Druck erhalten werden. Eine Luftschleuse zum Einsteigen (wie bei der Druckluft-Gründung) darf nicht fehlen. Auch sind die Schachtwände, wenn sie nicht etwa aus vollkommen geschlossenem und dichtem Gestein bestehen, mittelst irgend einer Bekleidung (z. B. Metallplatten) luftdicht zu machen.“ Trotz aller dieser Mittel, so schließt der Artikel, kann aber der Vertiefung durch Umstände, die sich in der Erde selbst befinden, z. B. durch Gasanhäufung, ein Ziel gesetzt und weiteres Eindringen unmöglich gemacht werden.

**Als Beispiel englischer Geschäftsbehandlung** wird dem Stuttgarter „Lagebl.“ folgendes berichtet: Ein Herr aus Stuttgart fuhr jüngst in London mit der Untergrundbahn von Carls Court nach Charing Cross Station. In dem Coupee befanden sich zwei automatische Apparate zur Erzeugung von elektrischem Licht, die nach Einwurf von einem Penny (81/2 Pfg.) jedem Reisenden nach Belieben elektrisches Licht zum Lesen u. s. w. geben sollen. Diese kleine elektrische Lampe, an der Wand des Coupees unter dem Gewächse angebracht, hatte für unseren Stuttgarter den Reiz der Neuheit, und er beschloß deshalb, einen Versuch damit zu machen. Nachdem er die beigezeichnete Instruktion gelesen hatte, warf er das Geldstück in die Oeffnung und drückte, wie es in der Vorchrift verlangt war, auf den betreffenden Knopf — ohne jedoch das gewünschte Ergebnis zu erzielen; der Automat versagte den Dienst. Ein mitreisender Landsmann lachte über den Vorfall und meinte, der Penny sei verloren. Um ihm nun das Gegentheil zu beweisen, richtete der Stuttgarter am anderen Morgen eine Reklamation unter Angabe der Wagennummer an die Gesellschaft „Railway Automatic Electric Light Syndicate“. Tags darauf erhielt er von der Gesellschaft einen Brief, der in der Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Geehrter Herr; Wir dank Ihnen zu Dank verpflichtet, daß Sie die Güte hatten, uns von einer defekten Lampe, die wir schleunigst repariren lassen, zu unterrichten. Es gereicht uns zum Vergnügen, Ihnen Ihren Verlust zurückständig Porto anbei zu ersetzen, und wir hoffen, daß Sie auch ferner uns Ihre Kundschafft erhalten und auch in Zukunft die Freundlichkeit haben werden, uns von irgend einer Unregelmäßigkeit unserer Apparate, welche zu verbessern wir stets bestrbt sind, in Kenntniß zu setzen.“

**Die Fürstin als Blumenverkäuferin.** Auf den Straßen Bologna's verkauft gegenwärtig nach einer uns zugehenden Mittheilung die Fürstin Courtoir de Beauricourt Blumensträußen. Die junge Dame, die einem hochedlen Stamme entsprossen ist, wurde im Jahre 1871 in Algier geboren, wo ihr Vater ungeheure Besitztümer hatte. Die Mutter starb, als sie dem Kinde das Leben schenkte, und der Vater verlor später sein Hab und Gut durch unglückliche Spekulationen. Auf einer Reise durch Inner-Italien wurde er von Arabern getödtet. Das kleine verwaiste Fürstkind wurde von einer armen Frau aufgenommen, welche es erzog und sich seiner in rührender Weise annahm, aber vor zwei Jahren starb auch diese Frau und der junge Prinzessin fehlte auch jede Stütze, sie stand allein in der Welt da. Sie begab sich daher nach Italien, um sich ihr Brod ehrlich zu verdienen. Und jetzt verkauft der Abkömmling eines hochberühmten Geschlechtes Blumen in Bologna. — Ob und wie viel dabei Dichtung ist, können wir leider nicht sagen.

**Wittenskarten.** Charles Blunt schreibt: „Meine Wittenskartensammlung ist um einige prächtige Exemplare bereichert worden. Da habe ich eine kleine zierliche Karte, auf der in fein gestochener Schrift steht: „Charles Müller, deutscher Kochschneider mit abnößbarem Futter.“ Eine andere Karte wurde mir aus Frisco zugeschied, da steht vielsagend und klipp und klar zugleich: „Miss Maude Byrwell, Erbin.“ Jedenfalls eine Eigenschaft, um die ich die begehrenswerthe junge Dame beneide. Sehr imponirt hat mir auch die Karte: „James Fred O'Keen, Stiefelpuher im Bristol Hotel, Wilkins — Aired Mass“, und von großem Selbstbewußtsein und heroischem Muthe zeugt die originale Karte: „Sam Jonathan Rees, Neger und Privatier.“ Sehr beruhigt hat mich die Karte des Fabrikanten Richard Mellon-Corner, welcher in kleiner Schrift rechts unten dazu bemerkt „in allen Staaten gesetzlich geschützt.“ Das größte Interesse aber erregte bei mir die verblüffende Karte Archibald Doile, Autographen-Schreiber. Dieser Mann beschloß ich aufzuwachen, und — meine Neugier wurde belohnt. Mr. Archibald Doile ist nämlich von einem Dollars aufwärts Autographen aller lebenden und nicht lebenden Berühmtheiten. „Es kostet mich nur wenig Mühe,“ sagte er mir. „Wollen Sie ein Autogram von Franklin, ich schreibe es Ihnen sofort. Washington können Sie sehr billig haben. Ich arbeite dieselben stets vor.“ „Und verdienen Sie viel?“ fragte ich. — „Jun es geht,“ entgegnete er, „so zehn bis zwölf Dollars täglich.“ Auch ein Geschäft, dachte ich mir.“

**Ein Selbstmord aus eigenartigen Motiven** hat sich bei Selgenkühlen in der Nähe des Kirchdorfes Großenkneten (Oldenburg) zugetragen. Der dafelbst stationirte Gendarm verfolgte einen Mann, welcher getödtet hatte. Als der Verfolgte merkte, daß ein Entrinnen nicht mehr zu denken sei, zog er eine Pistole aus der Tasche und schoß sich in den Mund, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Man fand bei dem Todten eine zweifelhafte und zwei einlaufige geladene Pistolen, sowie 6 Mk. 50 Pfg. Geld in 5- und 10-Pfennigstücken. Der Verletzte war von großer, schlanker Statur, ca. 50 Jahre alt.